

Kritische Anmerkungen zum Kolumbusjahr in Deutschland aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft

I. Opfer und Akteure einer fünfhundertjährigen Geschichte

Sicherlich ist es im Januar 1993 noch zu früh, eine einigermaßen wissenschaftlich solide Bilanz der vielfältigen Formen der Beschäftigung mit latein-amerikanischer Geschichte aus Anlaß des Kolumbus-Jubiläums zu ziehen, da noch bis in den Monat Dezember hinein zahlreiche neue Publikationen erschienen, Ausstellungen andauerten und universitäre Ringvorlesungen das ganze Wintersemester 1992/93 hinweg fort dauern, so daß eine detaillierte Sichtung und Analyse der vielfältigen Aktivitäten noch geraume Zeit in Anspruch nehmen wird. Generell wird man jedoch feststellen dürfen, daß Lateinamerika in Deutschland wohl noch nie eine solche Publizität erfahren hat wie im Jahr 1992. In den elektronischen Medien, in Film, Schauspiel und Musiktheater, in der Presse, im Verlagswesen, in Schulen, den Foren der Erwachsenenbildung, wissenschaftlichen Akademietagungen, in Graphik und Design und nicht zuletzt im kirchlichen Bereich und natürlich in zahlreichen Ausstellungen und universitären Veranstaltungen waren Lateinamerika, die Anfänge seiner Entstehung und die Probleme seiner Gegenwart unter letztinstanzlicher Berufung auf Kolumbus Gegenstand mehr oder weniger fundierter Bemühungen.

Sicherlich äußerte sich in der Vielfalt dieser Bemühungen ein breites Meinungsspektrum, doch kommt man als mit Lateinamerika befaßter Historiker nicht um die Feststellung herum, daß kritische Herangehensweisen an Geschichte und Gegenwart Lateinamerikas bei weitem überwogen. Dies beginnt bereits bei der Einengung des historischen Anlasses auf Lateinamerika. Die mit den Fahrten des Kolumbus in Gang kommende europäische Entdeckung des amerikanischen Kontinents war historisch gleichermaßen der Anstoß zur europäischen Landnahme in Nord-, Mittel- und Südamerika, doch das angelsächsische Nordamerika wurde hierzulande in die Betrachtungen allenfalls am Rande mit einbezogen. Inwieweit diesbezüglich das Faktum eine Rolle spielte, daß die angelsächsisch-protestantisch geprägten USA die einzig verbliebene globale Supermacht darstellen und sich auf der anderen Seite eine

Kritische Anmerkungen zum Kolumbusjahr in Deutschland

Reihe iberisch-katholisch ausgerichtete, krisengeschüttelte sog. Entwicklungsländer als „Resultat“ der Kolumbus-Fahrten antreffen lassen, ist eine naheliegende Vermutung, die wissenschaftlich zu untermauern freilich den Rahmen eines kurzen Aufsatzes sprengen würde. In bezug auf Lateinamerika überwog eine Betrachtungsweise, die, ausgehend von dem Postulat, man müsse endlich eurozentrische Betrachtungsweisen ablegen, durch das vielfach wiederholte Motto „500 Jahre Genozid, Unterdrückung und Ausbeutung“ auch dann treffend charakterisiert wird, wenn bei den Erörterungen dieses Motto selbst nicht verwandt wurde.

Bei dieser Betrachtung der historischen Vorgänge des späten 15. und 16. Jh. wurden zumeist nur wenige Parameter der historischen Vorgänge herausgestellt: die Brutalität der Konquistadoren, ihre Goldgier, die Hilflosigkeit der in mehr oder weniger paradiesischen Verhältnissen lebenden Ureinwohner gegenüber den Mensch und Umwelt zerstörenden Eindringlingen, die Rücksichts- und Verständnislosigkeit der Missionare im Prozeß der Christianisierung der amerikanischen Ureinwohner und schließlich die zeitgenössischen Kritiker des europäischen Vorgehens, allen voran Bartolomé de las Casas. Diese Komplexe wurden dann zumeist mit einschlägigen Quellenbelegen dokumentiert und als strukturprägende Elemente für die in Gang kommende Kolonisation deklariert, um von da aus zu einem großen Sprung in das 20. Jh. anzusetzen, um dann die strukturellen Kontinuitäten wie fortdauernde Unterdrückung der Indianer, Ausbeutung der Rohstoffe, Abhängigkeit von den Industrieländern und kulturelle Fremdbestimmung etc. herauszuarbeiten. Dem Fachhistoriker ist dieses – im Detail vielfach variierte und auch differenzierte bzw. abgeschwächte – Deutungsmuster der lateinamerikanischen Geschichte zwar spätestens seit Eduardo Galeanos „Die offenen Adern Lateinamerikas“ vertraut, auch ist ihm geläufig, daß dieses Deutungsschema bereits seit den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts von der internationalen Historiographie widerlegt worden ist, so daß er zunächst einmal den Schluß ziehen muß, daß das hierzulande verbreitete Bild von der Geschichte Lateinamerikas jedenfalls nicht von der Geschichtswissenschaft und ihren Ergebnissen geprägt ist, so daß man fast versucht ist zu sagen, daß die einschlägige Fachwissenschaft streng genommen überflüssig ist, da sie es nicht mehr vermag, den öffentlichen Diskurs zu ihrem ureigensten Fachgebiet zu beeinflussen. Wie konnte es dazu kommen?

Blieben wir zunächst bei dem hierzulande vermittelten Geschichtsbild von Lateinamerika. Dabei fällt zunächst einmal auf, daß es nach wie vor eurozentrisch ist. Hat man früher die Konquistadoren mehr oder weniger als die Agenten einer überlegenen Kultur heroisiert und die Indianer als Barbaren und historische „quantité négligeable“ kaum beachtet – der alte Eurozentrismus

– so kehrt man jetzt einfach das Deutungsmuster um: die Konquistadoren als Kulturvernichter und Ausbeuter und die Indianer als arme Opfer, die mit ihren vielfältigen Kulturtraditionen untergingen. Nach wie vor sind die Konquistadoren die Handelnden, d.h. die Akteure der Geschichte, und die Indianer die passiven Opfer – Eurozentrismus also nur anders herum. Diesem Deutungswandel liegt freilich ein ziemlich simples Input-Output-Modell zugrunde. Die Bewertung der europäischen Landnahme wurde früher und wird heute nach ein und demselben Grundschemata vorgenommen, nämlich: Was hat Europa Amerika gebracht und was hat es dafür aus Amerika erhalten. Dabei wurde die Bewertung immer schon nach mehr oder weniger denselben Größen vorgenommen. Europa brachte Amerika die Zerstörung einheimischer Kulturen, dafür aber auch Kolonisten, die christliche Religion, technisches Know how, Nutzpflanzen und -tiere und die europäische Kultur. Es erhielt dafür Edelmetalle, Rohstoffe aller Art und eine Reihe wichtiger Nutzpflanzen. Wenn in der früheren Historiographie die Beurteilung der Konquistadoren positiver ausfiel, dann deshalb, weil man die von Europa nach Amerika transferierten immateriellen Werte wie Religion, Kultur und Know how sehr viel höher als die altamerikanischen Kulturen und die aus Amerika nach Europa gelangten Rohstoffe bewertete, während man heute umgekehrt verfährt. Das bedeutet aber, daß man heute die quantifizierbaren Werte höher als die nichtquantifizierbaren Werte wie Ideen und Menschen einstuft. Der Neubewertung liegt also einmal ein gesteigerter europäischer Materialismus und zugleich eine Verunsicherung bezüglich der eigenen kulturellen Traditionen und Werte zugrunde. Daraus läßt sich folgern, daß die historische Neubewertung der iberischen Kolonisation Amerikas gleichzeitig ein Indikator für das europäische oder zumindest deutsche Selbstverständnis und für die Zweifel an der eigenen Geschichte und an den eigenen kulturellen Traditionen ist. Zugespitzt formuliert könnte man sagen, daß der Mechanismus der Vergangenheitsbewältigung unserer jüngsten deutschen Geschichte nunmehr auch andere historische Bereiche und Epochen erfaßt hat und eine gewisse Tendenz besteht, rationale wissenschaftliche Analyse durch Moralisieren zu ersetzen. Diesbezüglich trifft sich die Haltung vieler Intellektueller in Deutschland mit einer breiten intellektuellen Strömung in Lateinamerika, die das vermeintliche Scheitern – im Gegensatz zu einem Großteil der entwicklungspolitischen Diskussion hält der Verfasser dieser Zeilen die gegenwärtige Situation Lateinamerikas nicht für ein Scheitern, sondern lediglich für eine Modernisierungskrise – des Halbkontinents im Entwicklungsprozeß mit einer moralisierenden historischen Rückschau zu erklären versucht. Die deutsche und lateinamerikanische Haltung zu diesem Komplex erklärt aber auch weithin, warum Angloamerika aus der Juhiläumsdiskussion weitgehend ausgeklammert wurde,

kann man doch dort zwar Krisensymptome beobachten, aber mit der o.g. Input-Output-Analyse nicht zu einer vergleichbar negativen historischen Gesamtbilanz gelangen. Wie auch immer, es drängt sich notwendigerweise die Schlußfolgerung auf, daß mit der Jubiläumstiskussion auf einem weit entfernten historischen Nebenkriegsschauplatz Debatten um unsere Gegenwart im ausgehenden 20. Jh. ausgefochten werden. Mit Bezug auf Lateinamerika beschwört man diesbezüglich direkt oder indirekt immer wieder die Menschenrechtscharta der Vereinten Nationen und vergißt dabei, daß die Tatsache, daß diese Charta von allen Staaten des Globus gebilligt wurde, letztlich eine Folge der europäischen Ausbreitung über die Erde ist, da die darin kodifizierten Werte nicht nur europäischem Denken entstammen, sondern zu einem guten Teil auch aus der Diskussion um die Konsequenzen und Begleiterscheinungen der europäischen Expansion entspringen.

Die Tatsache, daß es bei der erwähnten einseitig negativen Gesamtdeutung der lateinamerikanischen Geschichte mehr um die Gegenwart als um eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte geht, läßt sich auch daran ablesen, wie sich die bunte Schar der Verfechter dieser Thesen zusammensetzt. Der Umstand, daß diese Gruppe sich international in einer transatlantisch operierenden Initiative „Emancipación e identidad“ unter der Koordination des Bremer Sozialwissenschaftlers H. Dietrich in Mexiko organisierte, läßt Rückschlüsse auf die Zusammensetzung und den geistigen Hintergrund dieser Gruppierung zu, die sich zum Ziel setzte, ihre Anti-Kolumbus-Feiern-Initiative diesseits und jenseits des Atlantik zu propagieren. Zunächst fällt auf, daß sich in dieser Initiative keine international ausgewiesenen und kontinuierlich über die europäische Landnahme in Amerika arbeitenden Historiker befinden. Diese Gruppierung setzt sich vielmehr überwiegend aus Schriftstellern, Soziologen, Politologen, Philosophen, Theologen, Völkerkundlern bzw. Anthropologen, Journalisten etc. zusammen. Vordergründig hat man die Ausrichtung dieser Gruppierung als politisch links eingestuft, was jedoch sicherlich nicht klar die geistigen Beweggründe der Anhänger dieser Organisation charakterisiert, auch wenn Kubas Staatschef Castro zu einem der prominentesten Befürworter der Absichten dieser Gruppierung und der politische Arm der baskischen Separatistenorganisation ETA, die Partei Herri Batasuna, zum aktiven europäischen Unterstützerkreis der Initiative gehören. Tatsächlich versammeln sich unter diesem „Firmenschild“ dependenztheoretisch beeinflusste Entwicklungssozio- und -politologen, in der lateinamerikanischen Identitätsdebatte engagierte Literaten und Künstler, in der Menschenrechtsbewegung verankerte Persönlichkeiten, die Mobilisierung indianischer Ethnien betreibende Missionare und Anthropologen, auf die Option für die Armen verpflichtete Befreiungstheologen, marxistisch-leninistisch geprägte Antim-

perialisten, humanitäre Sozialromantiker etc. In den westeuropäischen Dritte-Welt-Gruppen, Solidaritätsbewegungen verschiedenster Provenienz und kirchlichen Hilfsorganisationen der verschiedenen christlichen Konfessionen sowie Anhängern der Idee des Multikulturalismus, wie sie vor allem zuerst in den USA im Hinblick auf die verschiedenen ethnischen Gruppen in den Vereinigten Staaten entwickelt wurde, fanden die von „Emancipación e identidad“ gerade auch in Deutschland über verschiedene Veröffentlichungen unter der Herausgeberschaft von H. Dietrich lancierten Ideen dieser lateinamerikanischen Gruppierung weite Verbreitung und Anhängerschaft, begünstigt durch einen von der Ökologiebewegung zumindest mitausgelösten Kulturpessimismus, eine Art neuer „fin de siècle-Stimmung“.

Die einzige wissenschaftlich solider begründete kritische Haltung zu der vor allem in Spanien und Italien propagierten Jubiläumseuphorie, die Mitte der achtziger Jahre von der mexikanischen Regierung propagierte Konzeption, fand hierzulande kaum ein Echo. Mexiko hatte sich in einem Präsidialdekret, mit dem eine nationale Kommission zur Vorbereitung des Jubiläums eingesetzt wurde, gegen die traditionelle historische Begrifflichkeit gewandt, die von „Entdeckung und Eroberung Amerikas“ sprach, und statt dessen den Begriff „Encuentro de Culturas“ als neue Bezeichnung für den fraglichen historischen Prozeß vorgeschlagen. Dieser Begriff wurde zwar teilweise in falscher Übersetzung auch in Deutschland übernommen, indem man von „Begegnung der Kulturen“ anstatt – exakter – von Zusammentreffen der Kulturen sprach, doch die damit von Mexiko intendierte Gleichsetzung der historischen Akteure – Indianer und Konquistadoren – wurde nicht übernommen. Die mexikanische Position forderte nämlich, daß man die Indianer als historische Akteure akzeptieren müsse, die eine aktive Rolle in dem historischen Prozeß gespielt haben, der unter katastrophenartigen Bedingungen zur Entstehung neuer historischer Identitäten in dem Halbkontinent geführt habe, Identitäten, die im weitesten Sinne durch Vermischungs- oder – in der fachwissenschaftlichen Begrifflichkeit Mestizierungsprozesse gekennzeichnet gewesen seien. Diese Deutung rekurrierte ausdrücklich auf die umfangreiche internationale Forschung zur lateinamerikanischen Kolonialgeschichte und insbesondere auf die umfangreiche lateinamerikanische, englisch- und französischsprachige ethnohistorische Forschung, die sich seit den sechziger Jahren intensiv mit der Geschichte der amerikanischen Urbevölkerung unter iberischer Kolonialherrschaft und darüber hinaus beschäftigt hat. Sieht man von einer Handvoll von Spezialisten ab, so hat gerade diese Forschung in Deutschland so gut wie keinerlei breiteres Echo gefunden. Diese Forschungsrichtung behandelte weithin die amerikanische Urbevölkerung nach der Conquista als historische Akteure und zeigte in sehr differenzierter Form, wie

sich die Entwicklung dieser Ethnien unter dem Kolonialregime vollzog, daß wichtige Teile der indianischen Eliten in der weißen Oberschicht aufgingen, andere zu Mestizen transkulturierten und wieder andere sich als Gruppe in den iberischen Kolonien einzurichten, ja teilweise sich sogar zu behaupten verstanden. Von dieser breiten internationalen Forschungsrichtung hat so gut wie nichts Eingang selbst in den breiteren wissenschaftlichen Dialog in Deutschland gefunden.

Auch zu der Genozid-Diskussion um die Vernichtung der Indianer im Gefolge des iberischen Vordringens in Amerika existiert eine breite internationale Forschungstradition in Gestalt der auf das frühe Amerika bezogen arbeitenden historischen Demographie, deren Nestor, der nordamerikanische – aus deutscher Sicht muß man diesbezüglich beinahe sagen „pikanterweise“ – jüdische Gelehrte Woodrow Borah schon in den siebziger Jahren die Grundlinien der Entwicklung der demographischen Katastrophe der amerikanischen Urbevölkerung in ihrem zeitlichen Verlauf, ihren Ursachen und Konsequenzen aufgezeigt hat. Nichts von diesen Forschungen hat den deutschen Lateinamerika-Disput des Jahres 1992 beeinflusst, obwohl es deutschsprachige Veröffentlichungen dazu seit den sechziger Jahren gibt.

Selbst die im engeren Sinne sich mit Kolumbus und seinen Fahrten befassenden Aktivitäten und Publikationen haben nur unzureichend die neuere internationale Forschung rezipiert. So hat schon vor Jahrzehnten der große belgische Historiker Charles Verlinden die Ergebnisse seiner Forschungen über die Entstehung und Entwicklung der „atlantischen Zivilisation“ in einem bedeutenden Übersichtswerk zusammengefaßt, und seither ist über die Geschichte der Entstehung dieser „atlantischen Zivilisation“ zwischen dem 15. und 17. Jh. sehr intensiv geforscht worden. Diese Arbeiten lassen nicht nur erkennen, daß bereits im ausgehenden 15. Jh. der europäische Handlungsrahmen im Atlantik den größten Teil der westafrikanischen Küste umfaßte und man weit westlich über die Kapverdischen und die Kanarischen Inseln, ja sogar nach Westen über die Azoren hinaus ausgriff und die entsprechenden regelmäßigen Fahrten bereits weite Teile des mittleren und südlichen Atlantik umfaßten, in denen vielfältige Indizien aufgefunden wurden, die Land im Westen verhießen, wie die einschlägigen großen Arbeiten der spanischen Historiker Juan Manzano Manzano und Juan Pérez de Tudela erkennen lassen. Weiterhin ist deutlich geworden, daß dieses frühe atlantische Seefahrer- und Kolonisationsmilieu eindeutig international zusammengesetzt war: neben andalusischen und portugiesischen Seefahrern finden sich allenthalben italienische Seefahrer, Händler und Bankiers, die in diesem Milieu eine wichtige Rolle bei der Inwertsetzung der atlantischen Inselwelt spielen. Daneben sind schon sehr früh flämisch-niederländische Seefahrts, Handels- und Kolonisa-

tionsinteressen anzutreffen, Niederländer, die auf Madeira Wein, Zuckerrohr oder Getreide anbauen und engen Handel mit den Häfen der iberischen Westküste und mit dem Nordseeraum betreiben, wo ihrerseits aber auch die iberischen Italiener tätig sind. Ein Niederländer, van Ulmen oder spanisch Olmos, ist bereits mehrere Jahre vor Kolumbus von den Azoren aus auf der Suche nach Land nach Westen gefahren und wohl deshalb nicht mehr zurückgekehrt, weil er auf der falschen Route gegen den Golfstrom angesehlt war. Oberdeutsche Händler, Kosmographen, Buchdrucker etc. waren in den atlantischen Hafenstädten der iberischen Halbinsel tätig und ansässig und verfolgten die bzw. beteiligten sich an den atlantischen Unternehmungen. Dieses frühe atlantische Milieu, aus dem heraus Kolumbus sein Projekt entwickelte, war mithin ein sehr international geprägtes Seefahrts-, Wirtschafts- und Kulturambiente, das sehr zahlreich die spanischen Unternehmungen in Amerika begleitete und teilweise mittrug, so daß man die Iberische Expansion nach Amerika durchaus als ein europäisches oder zumindest west- und südeuropäisches Unternehmen und nicht einseitig aus einer eher nationalstaatlichen Perspektive im Stile des 19. Jh. als rein spanisches oder portugiesisches Unternehmen bezeichnen muß. Auch diese Perspektive ist in den Aktivitäten des Jahres 1992 in Deutschland nur ansatzweise deutlich geworden.

Die Hinweise auf die drei erwähnten Felder der neueren Forschung, die in der deutschen Diskussion selbst unter Historikern weitgehend unberücksichtigt blieben, zielen nicht darauf ab, über sie irgendwelche Rechtfertigungen gegenüber den zahlreichen negativen moralischen Wertungen der spanischen Conquista ins Feld zu führen. Seit Jahrzehnten schon hat die wissenschaftlich betriebene Historiographie zum Themenkomplex „Grausamkeiten und Brutalitäten der Eroberer“ – es sei diesbezüglich nur an den Klassiker Georg Friederici erinnert – freilich auch deutlich gemacht, daß es Genozid im Sinne der UNO-Definition, d.h. also die systematische Ausrottung indianischer Völker gerade wegen ihrer ethnischen oder kulturellen Besonderheiten, während der Conquista nicht gegeben hat. Diese Hinweise sollen vielmehr deutlich machen, daß vor einer moralischen Bewertung eines historischen Vorgangs dessen gründliche Kenntnis und Analyse zu erfolgen hat, die – auf der Höhe unserer Zeit – eben nicht ohne die Kenntnis der angeführten Forschungsrichtungen möglich ist. Es reicht nicht aus, aus der Fülle der Quellen zu jenem Vorgang einige Texte herauszugreifen und darauf aufbauend irgendwelche Wertungen des Gesamtphänomens, wie auch immer sie beschaffen sein mögen, vorzunehmen.

Die sehr selektive Wahrnehmung der historischen Prozesse, die zur Entstehung der erwähnten atlantischen Zivilisation führten – die Ausblendung des gesamten angelsächsischen Anteils an diesem Prozeß wurde bereits

einleitend vermerkt, genauso wichtig dafür sind natürlich auch der französische Anteil und der in anderem Zusammenhang erwähnte Anteil der Flamen und Holländer – kennzeichnet aber auch noch ein anderes Phänomen, nämlich die Tatsache, daß diese atlantische Welt im breiteren historischen Bewußtsein Deutschlands kaum präsent oder bewußt ist. Selbst nach jahrzehntelanger politischer Betonung der „Westintegration“ Deutschlands oder der vielbeschworenen „atlantischen Partnerschaft“ haben diese grundlegenden Orientierungen deutscher Politik bislang noch kein entsprechendes historisches Bewußtsein oder auch nur breiteres historisches Interesse geweckt. Dies gilt selbst weitgehend für die fachwissenschaftlichen historischen Bemühungen, die trotz des großen Übersichtswerkes von Wolfgang Reinhard zur europäischen Expansion oder den Veröffentlichungen des von Eberhard Schmitt in Bamberg aufgebauten Forschungszentrums für die Geschichte der europäischen Expansion und der großen von Schmitt selbst edierten Quellensammlung zum Thema sowie den Arbeiten des Schweizer Urs Bitterli überwiegend mitteleuropäisch und darüber hinausgehend alleufalls stärker osteuropäisch geprägt sind. Daran haben bislang auch die beharrlichen Bemühungen der kleinen Gruppen von Angloamerika- und Lateinamerikahistorikern wenig ändern können. Auch die mit England, Frankreich oder Spanien befaßte deutsche Historiographie sieht diese Länder letztlich eher als kontinental-europäische Staaten und behandelt deren maritim-Atlantische Geschichte als einen Appendix von deren Geschichte denn als eine zentrale historische Dimension. Wenn es schon im Zeichen des Ost-West-Gegensatzes nicht möglich war, das deutsche historische Bewußtsein stärker in Richtung auf die politisch beschworene Westanbindung und die atlantische Partnerschaft zu orientieren, um wieviel weniger wird dies erst in Zukunft der Fall sein, nachdem die großen historischen Veränderungen des Jahres 1989 Deutschland von einem westeuropäischen Frontstaat gen Osten wieder zu einem mitteleuropäischen Staat werden ließen, dem noch dazu von verschiedenster Seite neue Verantwortlichkeiten für die Entwicklung im Osten angedient werden?

Haben nun die vielfältigen Aktivitäten zu Amerika im Jahre 1992 wirklich keinerlei wissenschaftliche Erkenntnisfortschritte gebracht, wie nach den vorangehenden Überlegungen zu vermuten wäre? Dies wäre sicherlich auch eine zu einseitige Sichtweise der vielfältigen Publikationstätigkeit des letzten Jahres. Zunächst wird man sicher zugestehen müssen, daß der mit Abstand wichtigste wissenschaftliche Beitrag eines Deutschen zum Kolumbusjahr in Spanien schon einige Jahre vor dem Jubiläum publiziert wurde. Gemeint ist der eindrucksvolle Band von Privatbriefeisen spanischer Eroberer und Kolonisten aus dem 16. Jh., die diese aus Amerika an in Spanien zurückgebliebene

Angehörige schrieben und die der Berliner Emeritus Enrique Otte in einem stattlichen Band veröffentlichte. Dieser neu erschlossene Quellenbestand eröffnet ganz neue Sichten auf die Motive der iberischen Eroberer und Kolonisten, ihre Aktivitäten, wirtschaftliche und soziale Prioritäten etc. Quellen stellen aber auch einen Schwerpunkt der deutschsprachigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der iberischen Kolonisation Amerikas dar. Erstmals sind in größerem Umfang in Form von mehr oder weniger gut unteretzten und kommentierten Anthologien in hreiterem Maße Quellen zur Geschichte vor allem der spanischen Expansion, insbesondere aber auch zur Diskussion um die Indianerkulturen und die christliche Mission herausgegeben worden, Editionen, die in der Summe doch erkennen lassen, daß die iberische Expansion in Amerika ein vielschichtiger und komplexer Prozeß gewesen ist. Darüber hinaus sind erstmals auch in breiterer Form die zeitgenössischen Kritiker der spanischen Expansion, vor allem Vitoria und Las Casas, mit einigen ihrer Texte dem deutschen Leser in allgemeinverständlicher Form vermittelt worden, womit wenigstens in Ansätzen die umfangreiche internationale Forschung der letzten vierzig Jahre zu diesem Themenkomplex rezipiert wurde. Es waren vor allem Theologen, die diesem Bereich eine breite Aufmerksamkeit widmeten und sich bemühten; die philosophisch-theologischen Hintergründe und Entwicklungen um den Expansionsprozeß herauszuarbeiten.

Ein weiterer Bereich, in dem der deutsche Wissenschaftsbetrieb selektiv neuere Forschungsansätze aus dem Ausland aufnahm, ist die Mentalitätsgeschichte mit ihren sowohl von Historikern als auch Hispanisten verfolgten Fragen nach den Formen der Begegnung der Europäer mit dem Fremden. Hierzu hat sicherlich der schon erwähnte Schweizer Historiker Bitterli grundlegende Vorarbeiten geleistet. Mit Blick auf die iberische Expansion in Amerika erfuhr diese Forschungsproblematik durch die Übersetzung des französischen Werkes von Todorov erneutes Interesse und beeinflusste nachhaltig die entsprechenden fachwissenschaftlichen Diskussionen. Bedeutsam waren auch die vielfältigen Bemühungen um die Erforschung der Rezeption des Phänomens Amerika im deutschsprachigen Raum vor allem während des 16. Jh. Zahlreiche wissenschaftliche Bibliotheken mit alten Buchbeständen veranstalteten Ausstellungen und publizierten dazu Kataloge, in denen eine Reihe für Spätmittelalter und Frühneuzeit wichtige Beiträge zu dieser Thematik veröffentlicht wurden, die in einigen Aspekten deutlich über den bisherigen Wissensstand hinausgingen. Ebenfalls bedeutsam waren die Bemühungen von Hispanisten zur Aufarbeitung der literarischen Behandlung der Phänomene Kolumbus, europäische Entdeckung bzw. Eroberung und Kolonisation Amerikas, aus denen wohl die Veröffentlichungen von T. Heydenreich und K. Kohut besonders hervorzuheben sind. Weniger

forschungsbezogen, wenn auch seriös dokumentiert sind dagegen eine Reihe von deutschen Darstellungen zur Geschichte der iberischen Eroberung und Durchdringung des amerikanischen Kontinents, die sich eher an ein historisch interessiertes, breiteres Publikum richten. Forschungsrelevant, wenn auch als akademische Qualifikationsschriften nicht jubiläumsbezogen, sind dagegen die von den beiden Theologen J. Meier und R. Nebel verfaßten Untersuchungen zur frühen Kirchengeschichte der Karibik und Mexikos, die in der Fülle der Jubiläumsliteratur freilich eher untergegangen sein dürften, erschienen sie doch in einer wissenschaftlich zwar angesehenen, aber wenig verbreiteten Schweizer missionswissenschaftlichen Reihe. Von mittelfristiger wissenschaftlicher Bedeutung sind sicherlich auch eine Reihe von Übersetzungen wichtiger historischer Werke zur Thematik ins Deutsche. So ist die Übersetzung der Kolumbus-Biographie aus der Feder des angesehenen italienischen Kolumbus-Experten Paolo Emilio Taviani sicherlich das wissenschaftlich zuverlässigste Werk zum Thema. Die Übersetzung des Klassikers von J. H. Elliott über die alte und die neue Welt ist ebenfalls bedeutsam, wie auch das Buch des angesehenen französischen Historikers Bernard Vincent über 1492 als „Das Jahr der Wunder“ wegen seines wissenschaftlichen Wertes hervorgehoben zu werden verdient. Vielleicht am raschesten hat die Übersetzung von A. E. Crosbys „Ecological Imperialism“ hierzulande ein Echo ausgelöst, da darin die ökologische Dimension überzeugend angesprochen wird und gleichzeitig die Auswirkung der Einbeziehung des bis Kolumbus weitgehend auch biologisch isolierten Amerika in die Welt der Mikroben, Tiere und Pflanzen der Alten Welt anschaulich dargestellt wird. Weitgehend in den Bereich der Übersetzungen gehört auch der zweite Band des neuen, auf insgesamt drei Bände ausgelegten „Handbuchs der Geschichte Lateinamerikas“, das zu großen Teilen von ausländischen Fachhistorikern verfaßt und als Beitrag zur Versachlichung und historischen Fundierung der deutschen Diskussionen über Lateinamerika konzipiert wurde.

Sieht man von den angeführten Themenbereichen ab, so ist jedoch festzustellen, daß das zentrale Problem, das notwendigerweise mit der Thematik der europäischen Entdeckungen und Eroberungen verknüpft ist, nämlich die Entstehung der kolonialen Gesellschaften, neuer historischer Identitäten also, aus denen sich das moderne Lateinamerika entwickelte, in den Diskussionen wenn überhaupt, dann eher am Rand eine Rolle spielte. Ein tiefergehendes historisches Interesse an den verschiedenen Kolonialgesellschaften in Amerika, ihren Strukturen und ihrer inneren wirtschaftlichen und sozialen Dynamik – Fragen also, die notwendigerweise zu stellen wären, wollte man das moderne Lateinamerika verstehen – läßt sich in der Fülle der Publikationen im Zusammenhang mit dem Kolumbus-Jahr nicht beobachten. Wiederrum muß

man feststellen, daß in vieler Hinsicht überwiegend nur europäische Interessen, Fragen und Probleme nach außen projiziert und in ihrer amerikanischen Dimension diskutiert wurden. Dies trifft wohl auch für die verschiedenen Ausstellungen zum Thema zu, die in Österreich und in Deutschland mit z.T. großem Aufwand veranstaltet wurden und sich überwiegend – von den Möglichkeiten der Museumsdiaktik her auch verständlich – eher atlantikübergreifenden kulturgeschichtlichen Fragen widmeten. Eine Ausnahme stellt hier wohl die Hamburger Ausstellung über Schwarzafrika in Amerika dar, die sich bemühte, einen wichtigen Aspekt inneramerikanischer Geschichte zu dokumentieren. Immerhin sind die wissenschaftlich sehr solide konzipierten Kataloge zu diesen Ausstellungen, Kataloge, die in gedrängter Form historische und kulturgeschichtliche Entwicklungen darstellten, als wichtige Informationsmedien zu bezeichnen, die die Gesamthematik einem historisch interessierten breiteren Publikum in wissenschaftlich zuverlässiger Form präsentierten. Neben den Defiziten sind somit auch positive wissenschaftliche Ergebnisse zu vermelden, die durchaus eine Langzeitwirkung haben und die Diskussionen in Zukunft versachlichen können, sofern nicht das Interesse an Amerika, insbesondere an Lateinamerika, nach Beendigung des Kolumbusjahres in Vergessenheit gerät. In Zukunft wird es freilich darauf ankommen, die Geschichte Amerikas und speziell Lateinamerikas differenzierter darzustellen und für die Verbreitung eines solchen differenzierteren Geschichtsbildes in einer breiteren Öffentlichkeit zu arbeiten, denn nur dann wird der auch hierzulande so viel beschworene Dialog mit den „Anderen“ möglich sein. In Lateinamerika jedenfalls hat vielfach sogar bei sogenannten „linken“ Intellektuellen, die 1992 nicht für Jubelfeiern eintraten, das eingangs skizzierte Geschichtsbild, wie es hier weithin die Erörterungen prägte, Entsetzen und Unverständnis ausgelöst. Dies ist freilich kein Spezifikum mit Bezug auf Lateinamerika, sondern Ausdruck des letztlich immer noch dominierenden Eurozentrismus, der häufig den Blick und das Interesse für die Geschichte außereuropäischer Völker verstellt. Ein allgemeines „Dritte-Welt-Denk-Schema“ erspart ja nicht zuletzt auch viel Mühe gegenüber einer so großen und komplexen Vielfalt.

II. Iberoamerika – Modellvarianten historischer Entwicklung

In Anbetracht des in Mitteleuropa dominierenden Geschichtsbildes stellt sich dem Historiker bei der gegenwärtigen Situation des Halbkontinents die Frage, wie es dazu kommen konnte, daß sich in jener Region Länder finden, deren Bruttosozialprodukt zu 60-70 Prozent aus industrieller Produktion erwirtschaftet

Kritische Anmerkungen zum Kolumbusjahr in Deutschland

wird, während es daneben rückständige Agrarländer gibt, deren Pro-Kopf-Einkommen im weltweiten Vergleich zu den niedrigsten gehört. Wie war es also möglich, daß die verschiedenen Länder der Region so extreme Unterschiede in bezug auf Wirtschafts- und Sozialstruktur ausbilden konnten, wie sie sich heute tatsächlich beobachten lassen? Bereits eine solche Betrachtung läßt deutlich werden, daß die 500jährige Geschichte dieser Länder entweder nicht so einheitlich verlaufen sein kann, wie man weithin unterstellt, oder daß der Ausgangspunkt der Entwicklung vor 500 Jahren bereits von so unterschiedlichen Voraussetzungen her in Gang kam, daß sich die Unterschiede von damals bis heute erhalten, wenn nicht gar vertieft haben. Es scheint also sinnvoll zu sein, die Ausgangslage der Entwicklung vor mehr oder weniger 500 Jahren, d.h. zum Zeitpunkt der Ankunft der Europäer, näher zu beleuchten.

Die Spanier und Portugiesen, die im Gefolge von Kolumbus' Entdeckungsfahrt für längere Zeit als einzige Europäer in Amerika Kolonialreiche errichteten, waren kulturell, religiös und sozial recht einheitlich geprägt, unterschieden sich in bezug auf ihre geographische und soziale Herkunft jedenfalls nicht so grundlegend, als daß man aus der frühen europäischen Einwanderung grundsätzlich verschieden geprägte Kolonialgesellschaften herleiten könnte, gleichviel wie man auch die mentale, soziale etc. Prägung jener Spanier und Portugiesen charakterisiert. Unterschiedlich strukturierte Kolonialgesellschaften könnten mithin nur dann entstanden sein, wenn man unterstellt, daß die europäische Landnahme nach verschiedenartigen Grundmustern ablief. Dies setzt aber voraus, daß die jeweils angetroffene Urbevölkerung aufgrund von Faktoren wie Bevölkerungsdichte, Zivilisations- bzw. Kulturniveau, politisch-sozial-wirtschaftlich-religiöser Prägung die entstehenden Kolonialgesellschaften nachhaltig beeinflußt hat. Eine solche Annahme setzt ihrerseits voraus, daß die Ureinwohner nicht bloß passive Opfer von nach Belieben schaltenden und waltenden Eroberern waren, sondern eine historisch aktive Rolle gespielt haben.

Folgt man dem Gange der iberischen Landnahme, so läßt sich in der Tat feststellen, daß die Formen der Landnahme und vor allem der Beginn der Kolonisation nach unterschiedlichen Mustern abliefen, je nachdem, auf welche eingeborenen Zivilisationen die Konquistadoren stießen. Zunächst trafen Spanier und Portugiesen in der Karibik und an den Küsten Brasiliens auf eingeborene Ethnien, die in sozial wenig differenzierten Stammesgesellschaften lebten. Diese Indianer waren meist sesshaft, betrieben eine rudimentäre, stark an die tropisch-subtropische üppige Vegetation angepaßte Landwirtschaft, hatten keine großflächigen und politischen Organisationen entwickelt und

hingen naturhaften, stark von Geisterglauben geprägten religiösen Vorstellungen an. Sie kleideten sich aufgrund der klimatischen Bedingungen meist gar nicht oder nur spärlich und vor allem hatten sie aufgrund der natürlichen Gegebenheiten relativ geringe Probleme, ihren Lebensunterhalt sicherzustellen, kannten also keine Formen von geregelter Arbeit zum Zwecke persönlicher Bereicherung oder zum Unterhalt eines komplexen, arbeitsteiligen politisch-sozialen Systems. Diese Stammesgesellschaften begegneten den Europäern entweder freundlich oder feindlich, was den Europäern die Möglichkeit bot, nach dem Prinzip des „divide et impera“ zu verfahren und mehr oder weniger schnell die Herrschaft zu übernehmen. Eingeschleppte Krankheiten und vor allem die Einführung einer auf regelmäßiger Arbeit basierender Wirtschaftsordnung, in die diese Indianer mit unterschiedlichen Formen des Zwanges zu integrieren versucht wurden, führten entweder zum baldigen Untergang dieser Völkerschaften, wie etwa auf den karibischen Inseln, oder diese Ethnien zogen sich unter mehr oder weniger großen Verlusten ins Landesinnere zurück, wo sie dies konnten, wie etwa auf dem südamerikanischen Festland. Das Ergebnis war in beiden Fällen, daß entweder die neue koloniale Ordnung mangels Arbeitskräften zunächst einmal zusammenbrach oder aber sich nur sehr mühsam und meist küstennah – wegen Abhängigkeit von Nachschub über das Meer – entfalten konnte.

Ausgehend von der karibischen Inselwelt, die zunächst als eine Art Versuchslabor für den Kolonisationsprozeß gedient hatte und wo man anfangs durch Edelmetallfunde oder Landwirtschaft die Überschüsse erwirtschaftet hatte, die zur Finanzierung weiterer Expeditionen auf das Festland erforderlich waren, griffen die Spanier dann auf das mittel- und südamerikanische Festland aus, wo sie zunächst auf Indianer der eingangs beschriebenen Kategorie, also kleinere Stammesverbände, trafen. Hier wiederholte sich mehr oder weniger der oben beschriebene Prozeß. Danach trafen die Spanier jedoch im heutigen Mexiko und im Andenraum auf indianische Hochkulturen, von denen jeweils zwei, die Azteken in Mexiko und die Inka in einem Raum, der sich vom heutigen Ecuador bis hinunter nach Chile und dem Nordwesten Argentiniens erstreckte, ausgedehnte Reichsbildungen auf der Grundlage eines noch nicht weit zurückliegenden oder sogar noch im Gange befindlichen Eroberungsprozesses begründet hatten. Zwei andere Völkerschaften, die der Maya in Yucatán und Teilen Zentralamerikas und die der Chibcha im Hochland des heutigen Kolumbien, hatten zwar keine großen Reiche gebildet, verfügten aber über eine ähnlich komplexe soziale, wirtschaftliche und kulturelle Ordnung wie Inka und Azteken, und vor allem waren all diese Völkerschaften an organisierte und geregelte Arbeit zum Unterhalt ihrer komplexen, arbeitsteiligen Gesellschaftsordnungen gewöhnt.

Die beiden genannten indianischen Großreiche unterlagen den spanischen Eroberern am schnellsten, obwohl sie am dichtesten besiedelt, technologisch am weitesten entwickelt und am straffsten organisiert waren. Der Grund dafür ist jedoch nicht in der Überlegenheit der spanischen Waffen- und Kanifstechnik zu suchen – der Überraschungseffekt von Schußwaffen und Pferden nutzte sich schnell ab-, sondern in dem Umstand, daß die Eroberer sehr schnell Bundesgenossen fanden, die den nicht landeskundigen Eroberern unschätzbar wertvolle Hilfe in puncto Informationsvermittlung, Sicherung des Lebensunterhaltes, Transport und militärische Hilfsdienste leisteten. Die auf Zwang und Eroberung gegründeten indianischen Reiche fielen ihren eigenen inneren Widersprüchen zum Opfer, indem die Eroberung eher die Form indianischer Bürgerkriege annahm, in denen die mit den kleinen Erobererkontingenten verbündeten Fraktionen obsiegten. Die Kollaboration von Teilen der indianischen Führungsschichten ist aber nicht nur ausschlaggebend für den Untergang dieser Reiche, sondern auch für der Erfolg der anschließenden Herrschaftssicherung und Kolonisation geworden. Die Spanier erkannten die Rechte der indianischen Führungsschichten an, übertrugen ihnen den Status von spanischen Adligen mit den dazugehörigen Privilegien und konnten daher nun das komplexe Wirtschafts- und Sozialsystem der Indianer für ihre Herrschaftsausübung nutzen. Die hierarchischen Strukturen der indianischen Gesellschaften ließen sich leicht in die feudal-seniorialen Sozialstrukturen der Eroberer einfügen, die diese aus dem spätmittelalterlichen Spanien mitgebracht hatten. Die indianischen Ethnien hispanisierten sich relativ rasch und mit deren Hilfe gelang es, auch die indianische Landbevölkerung mit Elementen spanischer Kultur, vor allem der christlichen Religion, zu durchsetzen, auch wenn wichtige Teile ländlicher indianischer Volkskultur noch für lange Zeit erhalten blieb. In den Bereichen der beiden anderen genannten Hochkulturvölker verlief dieser Prozeß ähnlich, dauerte aber länger, da einzelne Teile der Maya und Chibchabevölkerung teilweise sehr lange Widerstand leisteten und aufgrund ihrer politischen Zersplitterung nicht so leicht zu organisieren waren.

Im Bereich der ehemaligen indianischen Hochkulturen entstanden mithin adlig-seniorial geprägte Überlagerungsgesellschaften mit einem zahlenmäßig starken indianischen Unterbau. Sie verfügten damit nicht nur über eine gesicherte Versorgung mit Nahrungsmitteln, sondern auch über Arbeitskräfte, die sogar großenteils über bestehende vorspanische Mechanismen zur Organisation kollektiver Arbeit mobilisiert und zum wirtschaftlichen Umbau der Kolonialgesellschaft genutzt werden konnten. Natürlich verursacht auch hier der teilweise dramatische, durch immer neue Epidemien bis zur Mitte des 17. Jh. anhaltende Bevölkerungsrückgang krisenhafte Erscheinungen, aber grundsätzlich blieb die indianische Eigenproduktion erhalten und standen

Arbeitskräfte zur Verfügung. Die Startvoraussetzungen für diese Kolonialgesellschaften waren mithin weitaus günstiger als für die Kolonialgesellschaften der erstgenannten Kategorie. Durch die Entdeckung von Edelmetallvorkommen im näheren oder weiteren Einzugsbereich dieser Kolonialgesellschaften wurde deren Wirtschaftskraft zusätzlich gestärkt. Es konnten nennenswerte produktionsfördernde Maßnahmen bzw. Sozialstatus sichernde europäische Luxusgüter importiert werden. Gewerbeproduktion und Handel entwickelten sich schnell, so daß diese Kolonialgesellschaften andere, wirtschaftlich schwächere Kolonialgebiete von sich abhängig machen konnten. Aber auch sozial und kulturell unterschieden sich diese Kolonialgesellschaften von denen der erstgenannten Gruppe. Die Überlagerungssituation aus der Conquistazzeit führte zu einem intensiven Mestizierungsprozeß, der nicht bloß auf biologische Rassenmischung beschränkt blieb, sondern auch das Alltagsleben und die kulturelle Entwicklung dieser Gebiete erfaßte. Europäer übernahmen indianische Ernährungsgewohnheiten und Landwirtschaft, mochten sprachliche Anleihen bei den Ureinwohnern und beriefen sich schließlich sogar auf deren große vorspanische kulturelle Traditionen, die denen der antiken vorchristlichen Kulturen Europas gleichgesetzt wurden. Mestizisierung im weitesten Sinne förderte hier die frühzeitige Ausbildung eigener Identitäten, die schließlich in zunehmende politische Abgrenzungen von dem europäischen Mutterland mündeten. Zugleich entwickelten sich aber auch Gegensätze zwischen den stärker europäisch geprägten Städten, die den vom indianischen Umland einwandernden Indianern und Mischlingen rasche ethnische und soziale Assimilierungschancen boten, und den stark traditional geprägten indianischen Dorfgemeinden, die sich mit zunehmender Entfernung von den spanischen Städten wirtschaftlich, kulturell, politisch und sozial autonomer entwickeln konnten. Auch ist nicht in allen diesen Gesellschaften der Überlagerungsprozeß von Anfang an mit der gleichen Konsequenz betrieben worden. Während man etwa in Mexiko oder Ecuador die neuen Hauptstädte auf den Ruinen der vorspanischen indianischen Machtzentren aufbaute, schreckten die Eroberer etwa in Peru wohl aus Gründen der geographischen Gegebenheiten davor zurück, ihre Hauptstadt in Cuzco im Binnenland zu errichten und legten diese stattdessen an die schmale Küstenebene des Landes mit dem Ergebnis, daß die Eroberer gewissermaßen mit dem Rücken zum eigenen Lande lebten und europäische Modernisierung somit ein betontes Küstenphänomen darstellte, während im gehirgigen Hochland indigene Traditionen sich zu dominierenden Faktoren entwickeln konnten und der Prozeß der kulturellen Mestizisierung nicht mit der gleichen Intensität erfolgte wie etwa in Mexiko.

Kritische Anmerkungen zum Kolumbusjahr in Deutschland

Der Prozeß der spanischen Landnahme war mit der Eroberung der Hochkulturen aber noch nicht beendet, sondern dehnte sich von den neuen kolonialen Zentren auf dem amerikanischen Festland weiter aus. Die Eroberer stießen nun zunehmend auf eine dritte Kategorie von Ureinwohnern, nämlich die halbseßhaften oder nomadisierenden Jäger und Sammlerstämme an der Südspitze des Kontinents, im heutigen Chile und in Argentinien, und im Norden Mexikos bzw. dem Südwesten der heutigen USA. Diese wirtschaftlich, sozial, politisch und kulturell vergleichsweise am wenigsten entwickelten Ethnien waren schon aus vorspanischer Zeit an den Kampf um ihre Jagd- und Fischgründe, überhaupt um den Raum, den sie zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes benötigten, gewöhnt. Sie sahen daher auch in den Europäern von Anfang an Rivalen um ihre Lebensgrundlagen und leisteten den Eroberern meist heftigen und aufgrund ihrer individuellen Kampfweise auch erfolgreichen Widerstand. Wiederum konnte sich die spanische Kolonisation nur sehr schwer entfalten, da es an eingeborenen Kollaborateuren fehlte. In diesen Gebieten entwickelte sich eine Grenzergesellschaft, vergleichbar der nordamerikanischen Frontier, auf wirtschaftlich prekärer Grundlage und geprägt von mehr oder weniger permanenten Grenzkriegen. Die militärischen Erfordernisse dieser Grenzsituation verhinderten hier einmal die Entstehung einer feudalseniorialen Gesellschaftsstruktur, da die Kriegserfordernisse eine größere soziale Homogenität der Siedler und individualistische Lebensnormen bewirkten. Obwohl beide Seiten in den bis weit ins 19. Jh. andauernden Konflikten bei dem Gegner kulturelle Anleihen machten, indem sie sich etwa in ihrer Kampfweise einander anpaßten, kam es hier von zaldenmäßig nicht sonderlich ins Gewicht fallender biologischer Vermischung abgesehen zu keinem kulturellen Mestizierungsprozeß. Diese Frontier-Gesellschaften entwickelten sich vielmehr als kulturell rein europäisch geprägte Gemeinschaften mit entsprechendem Selbstverständnis. Selbst als Hilfstruppen oder Kolonisten eingesetzte Indianer aus anderen Regionen, wie beispielsweise aus dem zentralmexikanischen Tlaxcala stammende indianische Kolonisten im Norden Mexikos, übernahmen diese Prägung und grenzten sich scharf von ihren ethnisch verwandten aber kulturell gänzlich verschieden gearteten Nachbarn in den neuen Siedlungsgebieten ab.

Ende des 16. Jh. erfuhren darin die spanischen und portugiesischen Gesellschaften der ersten Phase der Landnahme in den tropisch-subtropischen Gebieten der Karibik und an den südamerikanischen Atlantikküsten einen tiefgreifenden Wandel, nachdem die Ureinwohner entweder untergegangen oder sich ins Landesinnere zurückgezogen hatten. Um die für den Kolonisationsprozeß benötigten Arbeitskräfte zu erlangen, ging man hier nun zum

massiven Import von schwarzafrikanischen Sklaven über. Mit deren Hilfe wurde der Aufbau einer Plantagenwirtschaft möglich, die zunächst küstennah und in Monokultur tropisch-subtropische Produkte für den europäischen Markt erzeugte, anfangs ausschließlich Zucker, später auch Tabak und schließlich Kakao und Kaffee. Diese frühen kolonialen Niederlassungen verwandelten sich nun in küstennah siedelnde Sklavenhaltergesellschaften, die wirtschaftlich ganz auf den europäischen Markt ausgerichtet waren. Hier ergaben sich recht intensive biologische Vermischungsprozesse – der chronische Mangel an europäischen Frauen in den iberischen Kolonialgebieten begünstigte diese allenthalben –, jedoch keine kulturellen Mestizierungsprozesse. Freigelassene Schwarze und Mulatten wurden von der weißen Pflanzergesellschaft zwar kulturell assimiliert und konnten sogar eine Art soziale Mittelschicht bilden, wurden aber teilweise bis heute durch subtile Diskriminierungsformen am weiteren sozialen Aufstieg gehindert. Auch in diesen Pflanzern bzw. Sklavenhaltergesellschaften an den südamerikanischen Küsten ergaben sich in bezug auf das Hinterland Grenzer- oder Frontier-situationen, die aber nicht durch den indianischen Widerstand, sondern vielmehr durch die wechselnde Eigendynamik der Kolonialgesellschaften und deren Expansionsdrang ins Hinterland bestimmt waren. An diesen oft hunderte von Kilometern breiten Siedlungsgrenzen entstanden soziale Außenseitergesellschaften, die aus der Vermischung von versprengten Europäern, entlaufenen schwarzen Sklaven und mit diesen zusammenarbeitenden Indianern hervorgingen – Gauchos im Rio de la Plata-Gebiet, Vaqueiros und Caboclos in Brasilien, Llaneros in Venezuela etc. Extensive Viehzucht und/oder landwirtschaftliche Subsistenzproduktion bilden die wirtschaftlichen Grundlagen dieser Grenzergesellschaften, die eher durch das Gesetz des Stärkeren als durch Recht und Religion geprägt waren und die durch die Expansion der etablierten Gesellschaften ins Landesinnere immer weiter zurückgedrängt wurden – ein Prozeß, der in Brasilien bis heute anhält oder schließlich aufgesogen wurden, meist jedoch nicht ohne das politisch-soziale System dieser Gebiete nachhaltig zu prägen. In einzelnen Fällen konnte auch aus einer militärischen Grenze des zuvor genannten Typs eine solche Siedlungsgrenze dieser zweiten Kategorie hervorgehen, nachdem die kriegerischen Indianer endgültig niedergeworfen waren, wie beispielsweise in Nordamerika.

Faßt man zusammen, so ist festzustellen, daß aus dem Prozeß der iberischen Expansion insgesamt vier verschieden strukturierte Gesellschaftstypen mit jeweils sehr verschiedenartigen Charakteristiken und mentalen Prägungen hervorgingen:

Kritische Anmerkungen zum Kolumbusjahr in Deutschland

1. die Sklavenhalter- und Pflanzergesellschaften mit ihren jeweils küstennahen Siedlungszentren und latenter, sich über lange Zeiträume erstreckender Expansionsdynamik, biologischer Vermischung bei gleichzeitiger starker Rassendiskriminierung,
2. die mehr oder weniger direkten Überlagerungsgesellschaften im Bereich ehemaliger indianischer Hochkulturen mit ihrer Beibehaltung adelighierarchischer sozialer Gliederung, einem feudal-seniorialen Charakter, dominierenden wirtschaftlichen Potentialen und hoher biologischer und kultureller Vermischung sowie rascher Assimilierung der indianischen Ethnien durch die kolonialen Führungsschichten,
3. die primären Grenzer- oder Frontiergesellschaften an den Siedlungsräumen halbnomadischer oder nomadisierender indianischer Jäger und Sammler mit ihren endemischen Grenzkriegen, prekärer wirtschaftlicher Basis, durch starke biologische und kulturelle sowie soziale Homogenität gekennzeichneten europäischen Siedlergesellschaften; und schließlich
4. die sich an den Grenzen von 1 und 2 oder aus Kategorie 3 entwickelnden sekundären Frontiergesellschaften, die mit geringer Bevölkerungsdichte die weiten Niemandsländer zwischen europäisch beherrschten Kolonialgesellschaften und nicht unterworfenen indianischen Ethnien füllten, sofern sie nicht durch Missionsreduktionen vor allem der Jesuiten besetzt waren. Diese sekundären Grenzergesellschaften sind gekennzeichnet durch eine hohe biologische Vermischung, extensive Viehzucht und/oder agrarische Subsistenzwirtschaft und geringe rechtlich-politisch-religiöse Organisation, hohe geographische Mobilität ihrer Bevölkerung und latente Gewaltbereitschaft.

Es muß mithin festgestellt werden, daß sich aus dem Prozeß der europäischen Expansion nicht nur unterschiedliche Gesellschaftsformen entwickelten, sondern daß diese verschiedenen Kolonialgesellschaften auch unterschiedliche Entwicklungsperspektiven für die Zukunft besaßen. Der letztgenannte Aspekt folgt allein daraus, daß die inneren strukturellen Merkmale einerseits eine ganz unterschiedliche wirtschaftliche und soziale Dynamik erkennen lassen und zum anderen durch den unterschiedlichen Grad der Abhängigkeit dieser Kolonialgesellschaften von ihren jeweiligen Metropolen und ihrer gänzlich unterschiedlichen Integration in die Weltwirtschaft. Während die Sklaven- und Pflanzergesellschaften schon vom Zeitpunkt ihres Entstehens an gänzlich von der Nachfrage europäischer Märkte abhingen, besaßen die Überlagerungsgesellschaften aufgrund der aus vorspanischer Zeit überkommenen wirtschaftlichen Strukturen eine viel größere wirtschaftliche Autonomie und waren lediglich als Edelmetalllieferanten eine mehr oder weniger kauf-

kräftige Kundschaft für sehr spezialisierte europäische Produkte. Die beiden Grenzgesellschaften wiederum waren so gut wie gar nicht vom Weltmarkt abhängig, es sei denn über die kolonialen Metropolen, die sie finanziell unterhielten und mit notwendigen Produkten versorgten.

Wesentlich für die weitere Entwicklung ist schließlich die politisch-administrative Organisation dieser aus der Landnahme entstandenen Kolonialgesellschaften geworden, die jeweils erst nachträglich, als Antwort auf die historischen Prozesse von den Mutterländern her aufgebaut wurde. Die beiden iberischen Kolonialmächte folgten dabei teils den vorspanischen, teils den wirtschaftlichen Gegebenheiten. Spanien errichtete die politisch-administrativen Zentren seines amerikanischen Kolonialreiches im Bereich der beiden ehemaligen indianischen Großreiche. Mexiko-Stadt und Lima wurden zum Sitz jeweils eines Vizekönigs mit den dazugehörigen administrativen und kirchlichen Zentren und die übrigen Kolonialgesellschaften wurden, in nachgeordnete administrative Einheiten gegliedert, diesen administrativen Zentren zugeordnet. Zur wirtschaftlichen Stärke dieser Überlagerungsgesellschaften gesellte sich nun auch die politische Macht, die dazu führte, daß sich diese beiden Zentren zu kolonialen Metropolen entfalten konnten, die die ihnen nachgeordneten Regionen politisch und auch wirtschaftlich – nachdem die spanische Krone den transatlantischen Handel auf diese beiden Zentren hin ausrichtete – kontrollierten. Es wäre also falsch, das spanische Kolonialreich nur zweistufig zu sehen – auf der europäischen Seite des Atlantiks die spanische Kolonialmacht, jenseits des Atlantiks die verschiedenen Kolonialgebiete –, sondern man muß dieses System als ein mindestens dreistufig organisiertes Kolonialsystem begreifen:

Erstens die europäische Metropole; zweitens die kolonialen Metropolen Mexiko und Peru (zu denen dann im 18. Jh. noch Buenos Aires und Bogotá als Zentren zweier neu eingerichteter Vizekönigreiche treten sollten), und drittens die nachgeordneten Kolonialgebiete. Portugal errichtete sein koloniales Zentrum in Bahía, dem Zentrum der kolonialen Plantagenwirtschaft. Doch schon im 18. Jh., als die weiter südlich gelegene Siedlungsgrenze sich dynamisch zu entfalten begann, wurde das administrative Zentrum des portugiesischen Kolonialreiches in Amerika weiter nach Süden, wenn auch immer noch küstennah, nach Rio de Janeiro verlegt.

Wesentlich vor allem für das spanische Kolonialreich ist der Umstand geworden, daß die entstehenden zentralen politischen Einheiten jeweils unterschiedlich geprägte Arten von kolonialen Gesellschaften umfaßten. Zum Vizekönigreich Mexiko etwa gehörte die zentrale koloniale Überlagerungsgesellschaft, eine zweite koloniale Überlagerungsgesellschaft mit andersartigen indianischen Strukturen im Bereich der ehemaligen Maya –

Stadtstaaten mit dem administrativen Zentrum Guatemala, schließlich eine militärische Frontiergesellschaft im Norden des heutigen Mexiko und mehrere Sklavenhalter – bzw. Pflanzergesellschaften in der Karibik – Kuba, La Española oder Haiti und Venezuela. Die Zusammenfassung unterschiedlich strukturierter kolonialer Gesellschaften zu administrativen Einheiten – diese soziale Heterogenität setzte sich auch noch auf der Ebene der nachgeordneten Verwaltungseinheiten fort – sollte einen wesentlichen Faktor für die Probleme der Staatsbildung in Hispanoamerika im Verlauf der Unabhängigkeitsbewegungen ausmachen, in deren Verlauf es zur Bildung unabhängiger Staaten auf der Grundlage gänzlich unterschiedlicher Verwaltungseinheiten, aber jeweils relativ homogener Kolonialgesellschaften kam, wie sich im einzelnen leicht darstellen ließe. Lediglich Brasilien bildet hier eine Ausnahme, da sich hier die Unabhängigkeit im Zeichen monarchischer Kontinuität vollzog, so daß das portugiesische Kolonialreich sich insgesamt als unabhängiger Staat konstituieren konnte. Freilich führte die Zusammenfassung unterschiedlicher Formen von Kolonialgesellschaften in einem Staatswesen nach der Unabhängigkeit zu inneren Spannungen und Sezessionsversuchen.

Wesentlich für die nachunabhängige Entwicklung der neuen Staaten war, daß sie Territorien ihr eigen nannten, die weder gleichmäßig besiedelt noch sozial homogen waren. Fast alle verfügten über unerschlossene oder dünn besiedelte Regionen, die weder politisch noch wirtschaftlich oder sozial integriert waren, so daß sich über das ganze 19. und 20. Jh. Binnenkolonisationsprozesse fortsetzten und zu gänzlich unterschiedlichen regionalen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungsprozessen führten. Die auf jeweils unterschiedlichen wirtschaftlichen und sozialen Strukturen aufgebauten Kolonialgesellschaften erlebten nicht nur im Verlauf der Kolonialzeit unterschiedliche konjunkturelle, vielfach mit andersgearteten Nachbarregionen gegenläufige Phasen wirtschaftlicher Prosperität oder Depression, sondern diese Entwicklung setzte sich aufgrund der fehlenden inneren Homogenität der neuen Staaten im regionalen Maßstab auch innerhalb der neuen Staaten Lateinamerikas fort, wie eine detailliertere Analyse der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen innerhalb der lateinamerikanischen Staaten des 19. und 20. Jh. deutlich machen würde. Man denke etwa nur an den Henequen-Boom in Yucatán im späteren 19. Jh. im ansonsten krisengeschüttelten Mexiko oder den beginnenden Industrialisierungsprozeß in der ehemaligen nordmexikanischen Frontiergesellschaft, der zu einem der Motoren der mexikanischen Revolution wurde. Aus der Perspektive der hier entwickelten Betrachtungsweise ließe sich sogar sagen, daß die späte Dynamik einer Frontiergesellschaft über die inneren Schwierigkeiten einer ehemaligen Überlagerungsgesellschaft siegte – man denke nur an die Herrschaft der Sonorenser

– und dem Gesamtstaat eine neue Entwicklungsdynamik vermittelte. Ähnliches läßt sich in neuester Zeit in Bolivien beobachten, wo die traditionelle Bergbau- und Landwirtschaft des Hochlands in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in die Krise geriet, während die neue Frontier im jahrhundertlang unbedeutenden östlichen Tiefland eine erhebliche Entwicklungsdynamik entfaltet. Aus der Perspektive dieser langfristigen strukturellen Entwicklungen der verschiedenen kolonialen Gesellschaften lassen sich die vielfältigen Krisen innerhalb der lateinamerikanischen Staaten des 19. Jh. teils als Fortsetzung des Kolonisationsprozesses mit wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verwerfungen, teils als Folge einer wechselseitigen Durchdringung – als Folge eines Kampfes um die Vorherrschaft – der verschiedenen Teilsellschaften interpretieren, die innerhalb der heute unabhängigen Staaten bestanden, kurz als Folge eines Integrationsprozesses, der natürlich auch in vielfältiger Form durch die verstärkte Einbindung in den Weltmarkt und dadurch ausgelöste unterschiedliche dynamische Prozesse zu erklären ist.

Faßt man zusammen, so ist festzustellen, daß es sowohl von der Ausgangslage der verschiedenen Gesellschaften, die aus der europäischen Landnahme auf dem Gebiet des heutigen Lateinamerika entstanden, her betrachtet, als auch von deren unterschiedlichen, durchaus nicht parallel verlaufenden späteren Entwicklungen her gesehen keine einheitliche historische Entwicklung in ganz Lateinamerika gegeben hat. Die unterschiedlichen sozialen und vor allem mentalen Prägungen dieser frühkolonialen Gesellschaften vermittelte ihnen unterschiedliche Fähigkeiten auf neue Entwicklungen zu reagieren, was besonders im Verlauf der Modernisierungsprozesse seit dem 19. Jh. deutlich wird. Die individualistischer und sozial homogener geprägten Grenzergesellschaften nehmen im Verlauf der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen im Gefolge der neueren Modernisierungsprozesse eine viel dynamischere und erfolgreichere Entwicklung als die alten seniorialen Überlagerungen und die Sklavenhaltergesellschaften, die seit dem 19. Jh. im Gefolge von Liberalismus und wirtschaftlicher Modernisierung in tiefe soziale und politische Krisen geraten, die in Ländern wie Mexiko erst im 20. Jh. allmählich oder – wie in Ländern wie Guatemala und Peru – bis heute noch nicht überwunden sind; in anderen Fällen, wie etwa in Brasilien, zu gänzlich neuen, aus dem Modernisierungsprozeß folgenden krisenhaften Entwicklungen führten.